

Schwarze Pädagogik in der Heimerziehung

Thiersch, Hans

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Thiersch, H. (2014). Schwarze Pädagogik in der Heimerziehung. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 34(131), 23-30. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-49739-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Hans Thiersch

Schwarze Pädagogik in der Heimerziehung¹

Nach Jahrzehnten intensiver Diskussionen und Ansätze zu Reformen und neuen Formen der Heimerziehung gingen wir davon aus, aus den finsternen Schatten der totalen Institution herausgekommen zu sein. Die letzten Jahre aber haben mit ihren aufgedeckten Skandalen, der wiederkehrenden Diskussion zur Geschlossenen Unterbringung und zu autoritär-repressiven Erziehungsmethoden erschütternd deutlich gemacht, wie dünn das Eis ist, auf dem wir uns bewegen, und wie notwendig es ist, den Traditionen und ihren Triebkräften offen und offensiv nachzugehen, um – vielleicht – ihre Wiederkehr verhindern zu können.

Die Geschichte der Heimerziehung in ihrem Mainstream muss als ein Moment der schwarzen Pädagogik, also der Pädagogik der Kinder- und Menschenfeindlichkeit, gesehen werden. Ihre Kritik bestimmt sich am Gegenbild dessen, was Erziehung sein soll und kann. Ich will also zunächst daran erinnern, was elementare Voraussetzungen dafür sind, dass Erziehung gelingt: Es braucht ein verlässliches Lernfeld mit einer allseitigen Versorgung, ein Feld, das in sich selbst überschaubar und zuverlässig ist. In diesem Feld müssen Menschen dreierlei erfahren können: Liebe, Vertrauen und Neugier. Liebe, das heißt, sie müssen erfahren und spüren können, dass es so, wie sie sind, gut ist, dass sie da sind, dass sie als Person akzeptiert sind. Vertrauen meint, dass aus ihnen etwas werden kann, dass sie Lern- und Entwicklungschancen, dass sie Möglichkeiten haben, sich zu entwickeln und allmählich tüchtig ins Leben hineinzuwachsen. Und Neugier meint, Heranwachsende müssen so etwas erfahren wie ein Interesse daran, wie sie diesen Weg in die Zukunft gehen werden, was sie an Eigenheiten, an Eigensinnigkeiten entfalten, um ihre individuelle Spur zu entdecken, Neugier meint das fördernde Wohlwollen für das, was sie auf ihrem Weg brauchen und sich allmählich aneignen. Und als

1 Gekürzter Text eines Referates, das ich bei einer Versammlung ehemaliger Heimkinder und ehemaliger Heimerzieher im evangelischen Erziehungsheim auf der Karlshöhe in Ludwigsburg gehalten habe.

Viertes schließlich muss es Perspektiven geben, dass es sich lohnt, etwas zu lernen, sich anzustrengen, damit sich im Leben Wege öffnen, die gut und attraktiv sind. Also es braucht ein verlässliches Feld, Liebe, Vertrauen, Neugier und Perspektive. Kinder müssen erfahren, dass sie anerkannt werden in Ihrem So-Sein und in ihren Möglichkeiten, dass sie kompetent sind und Fähigkeiten entwickeln, für die sie sich selbst achten und für die sie von anderen geachtet werden können. Sie müssen Anerkennung erfahren, damit sie sich selbst achten, auch mögen können, dass sie sich nicht verachten müssen, weil sie wissen, dass sie auch von anderen gemocht, anerkannt und akzeptiert werden.

Diese Maximen einer gelingenden Erziehung – und das scheint mir nun elementar wichtig – gelten auch und vor allem im besonderen Maß dann, wenn die Verhältnisse schwierig sind, wenn Kinder aus schwierigen Verhältnissen kommen oder sich Verhaltensmuster eingespielt haben, die für sie selbst unglücklich und für die Gesellschaft schwierig und mühsam sind. Zurück bis zu Comenius und Pestalozzi ist es die feste Überzeugung der Pädagogik, dass Lebensäußerungen auch dann, wenn sie schwierig sind, als Bewältigungsanstrengungen verstanden und respektiert werden müssen. Auch für uns gilt, was kluge Psychiater sagen: dass ein Mensch, auch wenn er verrückt und schrecklich ist, zunächst in dem verstanden werden muss, was er damit will, welches Problem er damit für sich meint, lösen zu können.

Wenn das aber stimmt, gibt es Todsünden der Pädagogik, nämlich Arrangements und Umgangsformen, in denen Menschen nicht anerkannt werden, in denen sie nicht lernen können, sich selbst zu achten und zu mögen, in denen ihnen von anderen demütigend, stigmatisierend und strafend signalisiert wird, dass es kein Glück ist, dass sie auf dieser Welt sind, dass es besondere Herablassung braucht, damit sie überhaupt ausgehalten werden, dass sie sich Mühe geben müssen, damit sie irgendwo einen Platz in einer Welt finden, die sie eigentlich nicht braucht.

In der Frage nach einer gelingenden oder misslingenden Erziehung geht es nicht primär und nicht nur um Details von Strafen oder von schwierigen, scheußlichen und demütigenden Umgangsformen, sondern um die Erfahrung von Anerkennung und Nichtanerkennung und darin um das Zusammenspiel von Demütigung und Anerkennung, von Entwicklungsblockaden, von Zerstörung von Entwicklungsmöglichkeiten und Perspektiven.

Das Grundmuster einer gelingenden Erziehung – also die Ermöglichung eines Feldes, in dem es sich lohnt zu leben und in dem sich Zukunftsperspektiven öffnen können – ist durch die neuere Resilienzforschung bestätigt worden, es kann – und das ist wichtig festzuhalten – in unterschiedlichen Konstellationen realisiert werden.

Diese Aussagen über das Gelingen oder das Misslingen von Erziehung aber klingen eindeutiger, als sie sind. Erziehung ist immer Interaktion, jeder nimmt in seiner individuellen Weise wahr, was ihm widerfährt oder nicht widerfährt, er deutet es sich, macht sich sein Bild. Jeder deutet in seinem System. In den Deutungen unterscheiden sich die Kinder untereinander und die Kinder von den Erziehern. Ein Kind kann Dinge anders verstehen, als ein Erzieher es tut. Ein Erzieher kann sie anders verstehen, als ein Kind es tut. Und alle Erziehung steht unter dem Gesetz, dass ein Zusammenhang von Mitteln und Zwecken nur statistisch häufig, aber nicht kausal eindeutig ist. Aus schwierigen Verhältnissen können tüchtige Menschen hervorgehen und aus guten schwierige.

Es steckt in aller Erziehung die Offenheit, die im Wesen der Interaktion und in der Unvorhersehbarkeit der menschlichen Entwicklung begründet ist, ebenso wie in der Nicht-Eindeutigkeit im Zweck-Mittel-Verhältnis (Luhmann hat dies als das Technologiedefizit bezeichnet). Das ist der Grund für die große Streubreite in den Erziehungsverläufen und Geschichten. Das zu wissen kann aber nicht bedeuten, dass es nicht Häufigkeit und Erwartbarkeit von Effekten in der Erziehung gibt und dass wir nicht verpflichtet sind, günstige Verhältnisse zu schaffen und Verhältnisse, die demütigend, schrecklich und nicht anerkennend sind, nicht erst zuzulassen und, wo es sie gibt, zu bekämpfen und abzubauen.

Zwar ist Erziehung immer Erziehung in ihrer Zeit, abhängig vom Wandel der Zeit, der sozialen Verhältnisse, vom Wandel der Geschichte, vom Wandel dessen, was die Gesellschaft von der Erziehung will und davon, wie Pädagogik diese gesellschaftlichen Erwartungen aufnimmt; in diesen unterschiedlichen Konstellationen aber geht es um diese Grundfragen der Anerkennung.

Für die Zeit von 1945 bis 1970 stellt sich also die Frage, ob das, was in den Heimen praktiziert wurde, was Heranwachsende in ihnen erfahren mussten, durch die Zeit gedeckt war oder ob es Todsünden waren? Die Zeit war autoritär. In den Familien, in den Schulen, in der Ausbildung und Arbeit und in der Jugendhilfe ging es rau her, es gab Anordnungen, man erwartete raschen Gehorsam, es wurde wenig begründet, man straffte prompt und hart. Das stand in längerer Tradition, hatte sich in den pädagogischen Barbareien der Nazizeit verhärtet – gelobt sei, was hart macht – und im Druck des Kriegselends verschärft. Das setzte sich bis weit in die Nachkriegszeit fort – zumal die Pädagogen weithin dieselben geblieben waren, die besonderen Nöte und Anspannungen dieser Zeit machten besonders herbe. In diesem Kontext steht auch die damalige Heimerziehung, in der – in der allgemeinen Not – die personelle und materielle Not besonders groß war.

Aber mit solchen Ein- und Zuordnungen kann die Frage nach der damaligen Heimerziehung nicht erledigt werden. Das autoritäre Klima war Mainstream,

gewiss, aber bestimmte nicht alles. Die Zeit war nicht eindeutig autoritär, es gab Gegenströmungen – und auch die hatten ihre lang zurückreichenden Traditionen und ihre ausgewiesene Praxis. Es gab andere Familien, andere Schulen und andere Lehrer. Es gab ebenso entschiedene Alternativen in der Jugendhilfe und andere Erziehungsheime. Es gab aus den 20er-Jahren die freiheitlichen Konzepte der Jugendbewegung und die Heime von Wilkers und Aichhorn, es gab diese Alternativen ebenso in der Nachkriegszeit, z.B. das Münchener Waisenhaus von Andreas Mehringer und das damals hoch angesehene Erziehungsheim in Bad Segeberg von Anne Frommann oder das Pädagogisch-therapeutische Jugendheim „Haus Sommerberg“ der Arbeiterwohlfahrt in Hoffnungsthal bei Köln. Es gab auch eine allgemeine pädagogische Diskussion, die die autoritären Zwänge und Schwierigkeiten einzugrenzen und dagegen anzugehen versucht hat.

Es gab aber nicht nur Alternativen zum dominanten Autoritäten, sondern auch sehr deutliche – und von den Kindern und Heranwachsenden sehr deutlich wahrgenommene – Differenzen im autoritären Stil der Zeit. In solchen bekannten Dokumenten aus der damaligen Zeit wie dem von Reinhart Lempp herausgegebenen Buch „Ich wollte Liebe und lernte hassen“ oder in „Gefesselte Jugend“ oder „Vom Waisenhaus zum Zuchthaus“ wird sehr deutlich, dass die Kinder selbst eine große, ja entscheidende Diskrepanz empfinden zwischen dem, was in der Zeit üblich war, was sie auch aus ihren Familien kannten, und dem, was sie im Heim erfahren haben. Es ist quälend zu lesen, wie Kinder sich in schlechten Heimverhältnissen nach ihren ja auch schlechten Familienverhältnissen sehnen, wie sie von ihnen träumen und hoffen, dass sie wieder dorthin zurückkommen können, dass die Eltern sich dann doch wieder um sie kümmern und dass sie da in allen Schwierigkeiten etwas erfahren wie Selbstverständlichkeit im Umgang. Das hat sich – so wird es dann ja berichtet – oft nicht erfüllt, die Hoffnung war unreal und die Enttäuschung umso größer, aber Im Bewusstsein der Kinder war die Diskrepanz entscheidend zwischen einer gleichsam normalen Erwartung an Erziehung und dem, was sie im Heim erfahren haben. Die Grenze zwischen wie auch immer passabler Erziehung und ihrer Verfehlung in Todsünden lag in der Differenz von Anerkennung und Nicht-Anerkennung. Die Frage war, ob man doch in irgendeiner Weise dazu gehört und in einer Perspektive gelebt hat oder ob man ausgegrenzt war und als Ausgegrenzte in dem Gefühl lebte: „Warum bin ich eigentlich da? Warum muss ich mir verdienen, dass ich da bin?“

Also, es gibt die Erfahrungen der Nichtanerkennung, des bloßen Geduldet-Seins, des Überflüssigseins, des Sich-Beweisen-Müssens, des Nicht-Gefördert-Werdens. Dass man mit Kindern so umging, meinte, so umgehen zu können oder sogar zu müssen, wurde unterschiedlich begründet: mit den verderbten

Verhältnissen, aus denen sie stammten, mit der ethnischen oder sozialen Herkunft, mit den vererbten oder erworbenen schlechten Anlagen, mit der Schwer- oder prinzipiellen Unerziehbarkeit, also damit, dass man die oft so mühsamen Verhältnisse z.B. der Armut und des Elends, der elterlichen Not oder schrecklicher Zufälle in den Charakter, in Eigenschaften der Kinder verdinglicht hat. Es gab und gibt offensichtlich in unserer Gesellschaft – und parallel dazu in einer bestimmten Pädagogik – eine Tendenz, mit einer bestimmten Gruppe von Kindern so umzugehen, als wenn sie überflüssig wäre und für ihre Existenz gestraft werden müsste. Das ist ein tief liegendes Problem, ja die eigentliche Herausforderung für heute. Es ist nicht damit getan, dass wir die Zeit der vierziger bis siebziger Jahre aufarbeiten, es geht um eine Gefahr in der Gesellschaft, von der ich glaube, dass es Anzeichen gibt, dass sie wiederkommt. Dass hier eine Diskussion der Flüchtlings- und Asylantenfragen drängend wäre, ist evident, aber darauf kann ich mich in diesem Zusammenhang nicht einlassen.

In der Beschäftigung mit der früheren Heimerziehung wird noch etwa anderes sehr deutlich. Im Vordergrund der Diskussion stehen individuelle Erinnerungen einzelner Kinder und einzelner Erzieher. Das ist naheliegend, weil sie sich auf direkte Erfahrungen mit und zwischen Menschen beziehen, aber ebenso wichtig scheint mir dahinter die Frage, welches System von Erziehung diese Verhältnisse erlaubt und möglich gemacht hat. Welches System von Erziehung steht hinter einer solchen Ausgrenzung und Nichtanerkennung in der Erziehung? Mit dieser Frage nach dem System meine ich das Ganze des Erziehungsarrangements, also das Haus, die Arbeitsregeln, das Selbstverständnis, ich meine sozusagen den Geist, der herrscht, die herrschende Kultur.

Um deutlich zu machen, wie wichtig, ja entscheidend diese Frage ist, nehme ich zunächst ein eher etwas abseits gelegenes privates Beispiel: Uns hat es bei der Geburt unserer Kinder ungeheuer beschäftigt, wie dieselben Hebammen zwischen dem zweiten und dem dritten Kind gleichsam ihren Charakter ausgewechselt haben. Das Bild vom Mutter-Kind-Verhältnis, vom Stillen und von Erziehung war – im Zug der Revolten der 70er Jahre – umgeschlagen. Bis zum zweiten waren die Hebammen unfreundlich und anstrengend (Drachen, wie wir uns verständigten), die die Mütter mit lieblos strengen Auflagen gedemütigt haben – wenn die Kinder schrien oder unwillig oder zu langsam getrunken haben, war das immer die Schuld der unfähigen Mütter. Nun waren dieselben Hebammen freundlich und hilfreich eingehend: „Der lässt sich ja bitten, natürlich, gucken Sie, wie Sie zurande kommen, es wird schon werden.“

Die Systeme bestimmen den Stil. Die Systeme machen, wie wir uns benehmen, geben uns das Muster, den Rahmen und das Selbstverständliche des Handelns,

sie definieren die Aufgaben, in denen wir uns beweisen, legitimieren oder nicht legitimieren müssen. Menschen sind unterschiedlich, und sie sind auch unterschiedlich in ihrer Freundlichkeit, ihrer Barschheit, ihrem Vermögen, sich auf andere einzulassen, zuzuhören oder abzuweisen, ihrer Beherrschtheit und ihrer Boshaftigkeit. Man kann hoffen, dass wir vielleicht bessere Menschen werden, bessere als früher. Das glaube ich aber nicht; vielmehr glaube ich, dass es Systeme gibt, die unterschiedliche Verhaltensformen nahelegen, verbieten oder erlauben. Immanuel Kant entwickelt in seiner Schrift „Vom Ewigen Frieden“, dass die Menschen, so wie sie seien, aus krummem Holz seien, und das sei schwer zu ändern; es gäbe aber Gesetze und Regeln, die könnten und müssten Menschen nötigen, im Frieden miteinander zu leben, die müssten durchgesetzt werden. Darauf hat Kant gesetzt, er hat – damals, um 1800 – ein Konzept wie für den Völkerbund und den heutigen Weltsicherheitsrat entworfen.

Das System der Heimerziehung als System der schwarzen Pädagogik durch die Jahrhunderte hindurch war ein System, das als System Nichtanerkennung, Demütigung und die Erfahrung des Überflüssigseins realisiert hat. Dieses System aber konnte von den Erziehern unterschiedlich praktiziert werden. Man konnte sich identifizieren, man konnte versuchen, dagegen anzugehen, man konnte versuchen, Spielräume zu finden. Ich demonstriere auch dies – um die Ubiquität des Musters deutlich zu machen – an einem eher undramatischen Beispiel. In Göttingen, wo ich studiert habe, hatte ein Erzieher promoviert, und seine Heimgruppe wollte ihm gratulieren und ihn nach der Prüfung in der Stadt abholen. Das Heim war streng und in der Öffentlichkeit verrufen: die Jugendlichen „da oben“ galten als ein verkommener und verlorener Haufen, aber ihr Erzieher konnte mit ihnen und mochte sie sehr, sie wären für ihn durchs Feuer gegangen. Die Gruppe wurde von der Polizei im geschlossenen Cordon in die Stadt geführt, wo sie hinter einer Absperrung auf ihren Erzieher warten durften, bis er aus der Aula frisch promoviert heraus und unter der Absperrung hindurch zu ihnen kam und mit ihnen – immer unter Polizeischutz – ins Heim zurückzog. Die Geschichte scheint mir aufregend wegen des Widerspruchs. Das Heim in seiner allgemeinen Kultur war schrecklich, die Jugendlichen wurden geführt wie eine Horde von wilden Bären, aber sie hatten einen Erzieher, der sie liebte und den sie liebten. Solche Streubreiten und Offenheiten im Handeln entschuldigen aber nicht das System. Systeme müssen so beschaffen sein, dass in ihnen human und anerkennend gearbeitet wird, das System muss das fordern und anderes unmöglich machen, aufdecken und ahnden. Das System der Heimerziehung als schwarze Pädagogik aber war gegen die Gefährdungen des krummen Holzes Mensch nicht gefeit, ja, hat sich seiner dunklen Seiten bedient. Es gab eine Ideologie, die das gestützt hat. Es gab

eine Ehe zwischen staatlicher Disziplinierung und kirchlicher Disziplinierung. Man soll Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, man soll staatliche Ordnung auch kirchlich durchsetzen. Dahinter gab es dann innerhalb der kirchlichen Verbände die schreckliche Verführung: die theologische Ursünde der Verwechslung von Evangelium und Gesetz. Ich denke – wenn ich das hier anmerken darf –, dass es wenige Sprüche gibt, die für die Erziehung so grauenhafte Folgen hatten wie das hier immer wieder beigezogene Bibelwort „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ Liebe – und das bedeutet ja dieser Satz – repräsentiert sich in Härte und Strafe. Das ist der Freibrief für alle Untaten in der Erziehung. Ich kann alles tun, denn ich bin gerechtfertigt durch die Liebe und niemand wird sich trauen, an meiner Liebe zu zweifeln, wenn ich strafe und schlage. Es ist furchtbar, dass diese Figur auch heute noch und wieder diskutiert wird.

Die Fatalität dieses Systems Heimerziehung muss noch unter einem anderen Aspekt verdeutlicht werden. Erziehung ist ihrem Wesen nach ein heikles Geschäft, ist strukturell ein asymmetrisches Interaktionsarrangement und darin immer auch ein Machtverhältnis. Erziehung schwieriger oder als mühsam geltender Kinder verführt besonders dazu, Macht und Ordnung zu demonstrieren. Das verstärkt sich, wenn Erzieher ihrerseits nicht geachtet sind, weil sie – wie das bis hoch in die 70er Jahre der Fall war – nicht ausgebildet und miserabel bezahlt wurden und – wie man aus vielen der Dokumente ja lesen kann – ihrerseits in sehr strenger Ordnung lebten. Die in der Erziehung angelegte Macht beweist sich an denen, die, weil sie erzogen werden, abhängig sind (Nietzsche hat das in der Figur des Ressentiments schneidend analysiert). Es geht einem nicht gut, aber man kann es kompensieren, indem man seine Macht vor denjenigen beweist, die noch unter einem stehen. Es ist eine besonders schreckliche – und erbärmliche – Form der Anerkennung, die man erfährt, wenn man die Angst spürt, die einem entgegengebracht wird.

Erziehung ist zur Macht veranlagt, und wenn es darin keine Grenzen gibt, dann tobt die Macht sich aus und beide – die, die herrschen und die, die unterdrückt werden – verkommen in diesem Kampf – allerdings die Kinder mehr als die anderen (Hegel hat das in seiner Analyse des Herr-Knecht-Verhältnisses faszinierend dargestellt). Also: Der Verführung zur Macht im pädagogischen Geschäft muss sich die Institution entgegenstellen. Es braucht eine Kultur, die Machtkämpfe ahndet und Anerkennung und Stärke vermittelt auch für diejenigen, die in ihr tätig sind, gestützt natürlich durch kollegiale Freundlichkeit, Verdienst und Status, es braucht eine Kultur, die gegen die Verführung schlechter Ideologien und gegen die Verführung der in aller Pädagogik angelegten Machtverhältnisse feht, damit die Kinder anerkannt werden können, eine Kultur gegen die Todsünden

der Missachtung in allen ihren Formen, also eine Kultur der Anerkennung und der selbstkritischen Achtsamkeit.

Die Exzesse und Schwierigkeiten der Erziehung zwischen den vierziger bis siebziger Jahren haben sich im allgemeinen Klima eines autoritären Stils gezeigt. Das war ein spezifisches Milieu, in dem man gegen pädagogische Todsünden wenig aufmerksam war; sie schienen gedeckt.

Wir leben heute in einer offenen, flexiblen, entgrenzten, eher verwirrenden unübersichtlichen Gesellschaft. Diese Gesellschaft aber erzeugt in sich selbst wiederum Ängste, Überforderungen und Hilflosigkeiten, die allgemeinen Rufe, wieder strenger, wieder direkt disziplinierend zu agieren, mehrten sich. Der mit seinem „Lob der Disziplin“ so viel gelesene Bernhard Bueb hat postuliert, dass man in der Erziehung endlich wieder den unbedingten und unkommentierten Gehorsam einfordern müsse. Das scheint mir dem alten Geist der Nichtanerkennung zu entstammen. Die Unsicherheiten unserer Gesellschaft verführen zu rigiden Lösungen und dazu, wieder rückfällig zu werden in alte, so mühsam überwundene Muster.

Die Erinnerung daran, welche Gefährdungen in der Pädagogik angelegt sind und welche Schrecklichkeiten wir hinter uns haben, ist existentiell wichtig, damit wir in den nächsten, ja sicherlich dramatischen Zeiten gefeit sind dagegen, die mühsam seit den 70er-Jahren erworbene demokratische Erziehungskultur wieder zu verspielen. Brecht: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“

*Hans Thiersch, Universität Tübingen, Institut für Erziehungswissenschaft,
Münzgasse 30, 72070 Tübingen
E-Mail: rene.thiersch@gmx.de*